



Abend-

Zeitung.

171.

Dienstag, am 19. Julius 1825.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Ed. Deu.)

Das Deckglas.

(Fortsetzung.)

4.

Schon nach acht Tagen zog das Mädchen von dreizehn Jahren in ihre Wohnung. Je besser Albertine die für ihr Alter noch sehr kleine Kunigunde kennen lernte, desto mehr freuete sie sich auch des ganz eigentlichen Gewinns ihres Hauswesens durch dieses Mädchen. Das ihr schon aus dem Auge blickende reine, schöne Gemüth that sich auch in allen ihren Handlungen und Reden kund. Im Aeußern war übrigens Kunigunde weder ganz vernachlässigt, noch ausgezeichnet. Nur die süße Schullosigkeit ihres Auges gab diesem einiges Interesse. Ihre geistigen Fähigkeiten und die sorgfältige Ausbildung, welche man ihnen wiederfahren ließ, hoben sie in Kurzem weit über ihr Alter hinaus. Bald fand auch in der Wirthschaft Albertine eine bedeutende Stütze an dem Mädchen, welche ihr um so mehr zu wünschen war, da der an ihr nagende geheime Kummer sie immer kränklicher, ja nicht selten sogar bettlägerig machte.

Mit der innigsten Theilnahme erfüllte den wackern Ulrich der bedauernswerthe Gemüthszustand seiner geliebten Gattin, von dem aus auch ihr Körper schnellen Schritte der Zerstörung entgegengeführt zu werden schien. Ihr unwillkürlicher, oft mit der größten Anstrengung kaum von ihr zu bekämpfender, Widerwille gegen seinen Freund Illner war, wie er mit

vielem Schmerz entdeckte, einzig in jenem Glase zu suchen. Vor dem Zerspringen desselben hatte sie an dem Jugendfreunde ihres Gatten nichts auszuscheren gehabt; seitdem aber fand sie fast Alles tadelnswert an ihm und zuweilen so unerträglich, daß sie den Vorwand eines plötzlichen Unwohlseyns ergriff, um nur seiner Gesellschaft sich überheben zu können.

Umsonst versuchte ihr verständiger Gatte mit Bescheidenheit dagegen zu wirken, ihres eigenen Besten und auch seines Freundes halber. Im funfzehnten Jahre nämlich war mit Kunigunden fast auf einmal eine gänzliche Veränderung eingetreten. Das zuvor äußerst kleine Mädchen wuchs zusehends und die, an das Widrige streifenden, zahllosen Ecken ihres hageren Körpers verschwanden völlig. Schnell, wie durch einen wohlthätigen Zauber, war aus ihrer zeitherigen Unbedeutenheit eine Frauengestalt geworden, die der höchsten Vollendung unaufhaltsam entgegen ging. — Illner, von einer halb diplomatischen Sendung eben zurückgekehrt, wußte gar nicht, ob das dieselbe Person sey, von der er vor einem halben Jahre ohne alle Unruhe geschieden war. Er erklärte sich darüber gegen seinen Freund Ulrich und gab zugleich zu erkennen, daß er mit diesem Mädchen das Glück in sein Haus einzuführen hoffe.

Nicht ohne bange Ahnungen theilte Ulrich dieses seiner Gattin mit. Es wich auch dabei wirklich die Farbe ihr von der Wange und der Glanz aus dem Auge. Mit einer Härte und Hestigkeit, welche gegen

die milde Art seiner Eröffnung gewaltig abstachen, tadelte sie den Leichtsin, den Illner allerdings in Verschwendung des väterlichen Erbes früher gezeigt hatte, berief sich auf Mehreres, was das Gerücht ihm gegen die Frauen zur Last legte, und schloß damit, daß auf Kunigundens Meinung dabei Alles ankommen müsse, das Mädchen aber noch wenigstens mehrere Jahre zu jung sey, um ihr für jetzt schon eine Meinung in solch einem wichtigen Falle zuzugestehen. Ihr Gewissen würde sie für immer der Verwahrlosung dieses, ihnen anvertrauten, herrlichen Kindes anklagen, wenn sie, falls Illner wirklich jetzt um Kunigunden förmlich anhielte, ihm ihre Einwilligung ertheilen sollte.

Vergebens stellte Ulrich seiner Gattin vor, daß Illner selbst den frühern Fehler der Verschwendung viel zu sehr mißbillige, um von Neuem darein zu verfallen und daß das Gerücht seines Leichtsinnes in Ansehung der Frauen schwerlich auf Thatsachen beruhe, ja bei Illners gewissen Aussichten auf eine recht glänzende Zukunft sich nicht leicht eine bessere Parthie für Kunigunden finden werde, da er das treffliche Herz seines Freundes aus dem Grunde kenne.

Albertine bat, daß er den Gegenstand wenigstens zwei Jahre lang unberührt lassen möchte, erklärte jedoch dabei, er könne, als der Pflegevater des Mädchens, wenn dieses und dessen Mutter sonst einwillige, immer mit Kunigundens Hand thun, was ihm gut dünke und er bei sich selbst zu verantworten wisse.

Ulrich brach das Gespräch hierüber schon darum ab, weil es seine Gattin ganz offenbar in eine Leidenschaftlichkeit gesetzt hatte, welche, bei ihrem immer fränklicher werdenden Körper, selten ohne beunruhigende Folgen blieb und auch diesmal sie nöthigte, den ganzen folgenden Tag im Bette zuzubringen.

Illner sprach ein Paar Tage darauf bestimmter über seine Absicht auf Kunigundens Hand. Ulrichs Ausweichen befremdete ihn. Und als er dann geradezu bat, daß er ihm eine Anfrage bei dem Mädchen selber erlauben möchte, äusserte Ulrich mit recht herzlichem Händedruck den Wunsch, für jetzt noch einige Zeit damit anzustehen.

Die plötzliche Gesichtverfinsterung der eben eintretenden Albertine, ganz offenbar durch seine unvermuthete Anwesenheit bewirkt, gab ihm sogleich Licht in der Sache. Schon zeither hatte er gegargwohnt, daß seine Besuche der Hausfrau unwillkommen wären, jetzt glaubte er in ihr ganz bestimmt das Hinderniß gegen sein Verlangen nach Kunigundens Hand

zu erblicken und beschloß, von nun an das Haus seines alten Freundes, so viel als möglich, zu meiden.

5.

So schmerzlich auch dieses Ulrichen ergriff, so machten ihm die Umstände solches doch wünschenswerth. Seiner Gattin Erhaltung ersoderte die größte Schonung und mit Illners Eintritt fand sich allezeit eine gewaltsame, leidenschaftliche Stimmung bei ihr ein, die ihr nothwendig zum Schaden gereichen mußte. Ohne alles eigene Vermögen würde er ein Handelshaus, das seitdem unter seiner geschickten Leitung bereits ein großes Ansehen erworben, nie haben begründen können, wenn die bedeutenden Glücksgüter seiner Frau ihn dazu nicht in Stand gesetzt hätten. — Albertine hatte mehrere außerordentliche Parthieen ausgeschlagen, um dem die Hand zu geben, für den ihr Herz sich verwendete. Ulrich verkannte das keinen Augenblick. Er war sechs Jahre jünger als sie. Aber zur Zeit ihrer Vermählung merkte man das Mißverhältniß um so weniger, da das männlich braune Gesicht des damals erst zwei und zwanzig Jahre alten Ulrich ihm ein weit reiferes Ansehen gab.

In der Folge wurde dieß freilich anders. Während die Zahl seiner Jahre stehen zu bleiben schien, alterte, besonders bei der immer zunehmenden Kränklichkeit, Albertinens Gesicht außerordentlich schnell. Liebe und Dankbarkeit vereinten sich jedoch, um Ulrichen ihre Züge noch im ganzen, frühern Glanze erscheinen zu lassen. Dazu kam, daß ihre hauptsächlich vom Gemüthe ausgehenden, körperlichen Uebel sie nicht selten bis zu einem ganz kindischen Eigensinne brachten, dessen Last, der Natur der Sache nach, ihrer nächsten Umgebung, dem Gemahle und Kunigunden, am schwersten fallen mußte.

Die Geduld war grenzenlos, womit beide sich diesem großen Uebel, als einer Schickung des Himmels, unterwarfen. Bewundern konnte man nur das, daß Albertine, bei ihrem fast täglich wachsenden Mißtrauen gegen die Menschen, noch immer keinen Argwohn auf das Verhältniß ihres Gatten mit Kunigunden warf, welches von der Schmähsucht der Nachbarn und Bekannten nicht verschont blieb, obschon dessen Reinheit von beiden Seiten vielleicht durch keinen Gedanken entweiht worden war.

Auch dahin aber sollte es endlich kommen. In einem sehr glänzenden Abendzirkel, dem Ulrich, sonst kein Freund großer Gesellschaften, um so lieber mit den Seinigen beiwohnte, weil er gerade mit dem Jah-

restage seiner Hochzeit zusammentraf, welcher seit dem Zerspringen jenes Glases in seinem häuslichen Kreise allezeit eine überaus melancholische Farbe anzunehmen pflegte, erhielt er eine muntere, erst am nämlichen Tage in der Stadt angelangte, junge Französin zur Nachbarin. Im Lauf des Gesprächs nannte sie unter andern auch ihn, den sie nicht kannte, als einen am folgenden Tage von ihr zu Besuchenden. Die frohe Stimmung von Beiden erhob sich ganz ungemein, als sich so ganz zufällig ihre Verwandtschaft mit einander entdeckte. Charlotte Lenoir hieß die Nachbarin und war die Tochter seiner in Landau verheiratheten Schwester.

Unstreitig ihre Frau Gemahlin? fragte Charlotte, auf Kunigunden deutend, welche ihm schräg über sah und von Zeit zu Zeit freundlich zunickte.

Nein — antwortete er — jedoch die innigste Freundin meiner Frau.

Dann aber — fuhr die Französin lächelnd fort — dann irre ich mich doch gewiß nicht, wenn ich diese Dame uns gegenüber für ihre Frau Mutter halte?

Es ist meine Frau! sprach Ulrich, erschrocken über die Empfindlichkeit, welche das erbleichende Gesicht der Letztern gar nicht verläugnen konnte.

Wenigstens — stammelte die Fremde, und ihre Stimme hatte den frühern, fröhlichen Klang ganz eingebüßt — wenigstens schloß ich aus den wechselseitigen Mienen auf ein recht genaues Verhältniß zwischen ihnen beiden.

Albertine ward kurz darauf in der That so unwohl, daß es ihr große Anstrengung kostete, nicht sogleich von der Tafel aufzustehen. Zur vorzüglichen Beschwerde gereichte ihr unter andern auch das Bestreben Charlottens, den frühern Verstoß durch freundliches Zuvorkommen wieder gut zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der größte Pfeifenstopfer.

Der verstorbene Dr. Parr in London hing seinem Tabackpfeischen so innig an, daß man überall, wohin er zu Tisch gebeten ward, dieser Angewohnheit nachgeben mußte. Einmal hatte ihn ein Freund eingeladen, dessen Gattin eine abgesagte Feindin des Tabackrauchens war. Freundlich stellte er ihr vor, wie wenig D. Parr nach Tische seine Pfeife entbehren könne. Vergebens, Sie schwur, daß nie ein

Mann in ihrem Wohnzimmer rauchen solle. Der Wirth ließ es darauf ankommen. Nach Tisch, wobei es sehr hoch herging, begab man sich, wie gewöhnlich, in das Wohnzimmer der Dame vom Hause. — Der Doktor fing an, gewaltige Sehnsucht nach seinem Pfeischen zu fühlen, er suchte immer dem Auge seines Wirthes zu begegnen, um diesem einen Wink zu geben; dieser sah aber absichtlich nicht auf ihn. — Die Dame vom Hause war auch auf ihrer Hut und sah bald auf ihren Mann, bald auf den Doktor. Endlich wurde der brave Arzt ungeduldig und wendete sich mit einer halbleisen Bitte an seinen Freund. Das Wörtchen: Pfeife, ward aber doch von Madame aufgefaßt und sie nahm es sogleich über sich, statt ihres Mannes zu antworten. — Herr Doktor, ich hoffe, daß Sie mich entschuldigen werden, wenn ich Ihnen bekennen muß, wie ich nie zugeben kann, daß man in meinem Zimmer rauche. — „Und warum nicht, Madame? Ich habe mein Pfeischen mit meinem Könige geraucht, und es kann gewiß also einem Unterthan weder zur Unehre noch Beleidigung gereichen, wenn er mir eine gleiche Nachsicht zugesieht.“ — Dessenunerachtet gebe ich es durchaus nicht zu, daß mein Zimmer mit Tabackrauch verpestet werde. Ich habe unten ein Zimmer vorrichten lassen, wenn etwa einer von den Herren von einer so häßlichen Angewohnung nicht lassen könnte. — „Madame!“ — Herr Doktor! — „Madame, Sie sind —“ — Herr Doktor, ich hoffe nicht, daß Sie mir eine Unartigkeit sagen werden. — „Madame, erhob der Doktor, mit halb verbissenem Zorne, seine Stentorstimme: Madame, Sie sind der größte Tabackpfeisenstopfer in England!“ — Lautes Gelächter auf Kosten der zarten Frau vom Hause erfolgte natürlich, und obgleich der Doktor das Vergnügen an seiner Pfeife entbehren mußte, genoß er doch die Wirkung, welche sein Witz auf die verlegene und von ihrer Höhe herabgefallene Dame machte. H.

Banquier, Takt.

Der jüdische Witzling G. fand einen bekannten Banquier Klavier spielen.

„Ich wundere mich, — sagte G. — daß ein Banquier richtigen Takt halten kann, da er doch immer ein Viertel voraus haben muß!“

F.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Breslau.

(Beschluß.)

9) Verschiedene Fabrikate. Zwei hiesige Tischlermeister, die Herren Martens und Blasche, haben empfehlenswerthe Stücke ausgestellt. Ersterer ein Schreibspinde, doppeltournirt, unten mit Lindenholz, darüber mit Zuckerfistenholz. Die Schubladen und Leisten innerhalb mit Sanbelholz und indischem Rosenholz. Preis 37 Friedrichsd'or. — Der Andere einen schönen, runden Mahagony-Tisch mit einem Kuppel-Fuß. Preis 25 Thaler. — Sodann hat der Herr Kaufmann Sieg aus Friedeberg am Queiß zwei Weben Feinwand ausgestellt, die durch ihre Güte und Feinheit in Erstaunen setzen. Der Preis der einen ist 180 Thaler, der andern 140 Thaler.

10) Mechanische Kunstleien. Nur zwei Nummern sind vorhanden, eben keine Seltenheiten, aber mit Fleiß gearbeitet. Herr Buchwald, Lehrer an der Friedrichsschule zu Grüneberg, hat das Vaterunser auf den Raum eines Silbergroschens geschrieben; und Herr K. mehrere, mit besonderer Geschicklichkeit, in Kirschkernen geschnittene Sachen ausgestellt.

11) Landwirthschaftliche Maschinen und Modelle. Man sieht: die Semmler'sche Dreschmaschine aus Baiern. Sie wird von Menschen und Vieh getrieben. Die Tenne mit dem breit aufgelegten Getreide dreht sich beim Gange der Maschine mit. Die schräggehenden Klopfer oder Dreschhölzer, die durch die Daumenwelle gehoben werden, lassen in einer Minute 1280 Schläge auf dasselbe fallen, und dreschen es so aus, daß nichts verwirrt, oder zer schlagen wird. — Ein fränkisches Wafferschöpfrad zur Wiesenwässerung. Das Rad steht auf einem festgestellten Flosse im Flusse, oder auch, wie hier vorgestellt ist, auf freien Pfählen darin fest, wird vom Strome selbst getrieben, schöpft in seinen Kästen Wasser ein und gießt es oben in den Sammelkasten, von wo es weiter geleitet wird. — Die Heyner'sche Flachsbrechmaschine, erfunden und verfertigt vom Mechanikus Heyner in Penig. Der Flach wird durch diese Maschine leichter und besser bearbeitet. — Die Lewenauische Holsäge zum Umsägen von schwächern, nur bis 2 Fuß starken Holzkämmen, oder Bäumen, kurz über den Wurzeln, welches ein einziger Mann auf Bergen und Felsen, und in der Ebene leicht verrichten kann, wenn die Säge mit ihren Klammern unten am Baume befestigt wird. — Die Cook'sche Säemaschine aus England. Diese Maschine aus Drill, zum Säen aller Getreide in Reihen, hat sich bereits, laut Provinzialblätter, Februar 1825, beim Gebrauch in Schlessien bewährt gefunden.

Diese Modelle sind aus der Sammlung der hiesigen königl. Universität. Die anderweitigen Gegenstände übergehe ich, wegen Mangel an Raum. Es wird mich freuen, wenn ich im künftigen Jahre, bei Leben und Gesundheit, vom Gedeihen der schlessischen Kunst immer Erfreulicheres melden kann. Zur Vermeidung falscher Ansichten führe ich noch an, daß auf vorstehenden Kunstbericht keine andere Meinung, weder gedruckt noch mündlich, Einfluß gehabt hat. Um so mehr nehme ich die Rücksicht in Anspruch.

Harding.

Breslau, am 24. Juli 1825.

Ist es nicht vermessend, abscheulich und gewagt? Von Damen schreibt er und Herr'n, und hat sie nicht mal gefragt!

Zum Eingange sey eines Gastes gedacht. Herr Baudius, vom Theater zu Königsberg, spielte in folgenden Rollen: als Baron Gluten, im letzten Mittel; Major von Böhm, in den Soldaten; als Ferdinand in: die Drillinge; als Peregrinus, im Vielwisser. Mehr kann ich nicht verrathen. „Wie? Sie, Theater-Correspondent einer Haupt- und Residenzstadt, lassen das Theater unbesucht, wenn ein dramatischer Künstler, ebenfalls aus einer Haupt- und Residenzstadt, eingezogen ist?“ — Ich bin meines Vergehens geständig, mein Geld lieber gehabt zu haben, als den Kunstgenuß, verspreche jedoch, unter ähnlichen Verhältnissen, Besserung, sobald Hr. Biere auf den Gedanken gekommen seyn wird, mir einen resp. Recensenten- und Referenten-Platz im Theater gratis anzuweisen. — An neuen Stücken wurden aufgeführt: Der Schnee, komische Oper in 4 Aufzügen, nach dem Französischen v. von Castelli; Russ von Auber. Der Leopoldstag, oder kein Menschenhaß und keine Reue, Posse in drei Aufzügen, von A. Bäuerle. Der französirte Better, Lustspiel in drei Aufzügen von Castor. Der Verfasser dieses niedlichen Lustspiels ist bereits den Lesern der Abendzeitung vortheilhaft bekannt. Das Stück, noch auf keiner andern Bühne aufgeführt, ist kurz folgenden Inhalts: Eberhard von Welden ist, nach dem Testamente seines verstorbenen Vaters, gehalten, seine Cousine Elisabeth von Eisen zu ehelichen. Im Falle eines Bruchs von seiner Seite, muß er dem Vater seiner ihm bestimmten Braut, dem Baron von Eisen, eine bedeutende Summe zahlen; davon wird er jedoch entbunden, wenn der alte Herr ihm selbst den Handel aufkündigt. Eberhard von Welden hat sich aber auf seinen Reisen in ein Baseler Mädchen verliebt, und will es zu seiner Gattin machen. Er ist deshalb bemüht, nach längerem Aufenthalte in Paris, Gerüchte von sich in Umlauf zu setzen, die keinesweges dem Onkel lieb seyn können, der mit Leib und Seele ein Ultra-Deutscher ist. Hat Eberhard in seinen neuesten Briefen sich als einen Verehrer der Franzosen bewiesen, so thut er dies noch mehr nach seiner Ankunft im Hause des alten Barons. Er geberdet sich so französisch, so fade und abgeschmackt, macht so viele dumme Streiche, daß endlich der Onkel, der Anfangs seine Tochter mit seinem Neffen entweder vermählt wissen, oder doch die Strafsomme gezahlt haben will, dem Entarteten ganz entrüstet einen Absagebrief schreibt. Kaum ist dieser in Eberhards Händen, so ändert sich die Scene; er wird wieder der bescheidene, lebenswürdige junge Mann, der er früher gewesen. Kann er doch nun seine Geliebte heirathen, ohne sein Geld zu verlieren. Zwar ist der Onkel anfänglich ein wenig entrüstet, gibt sich aber bald wieder zufrieden, da er sieht, daß sein Neffe noch deutschen Gemüthes ist. Auch Elisabeth ist mit dem Ereignisse ganz einverstanden, denn sie liebt einen Gutenachbar ihres Vaters, Louis von Montcerent aus einer Emigrantenfamilie, der jedoch, eingebürgert, den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hat. Der alte Baron ist so eingenommen gegen alles Französische, daß er selbst seinen Nachbarn, den er hochzuschätzen alle Veranlassung hat, nicht leiden kann wegen seines Namens, wenigstens ihn seiner deutschen Tochter nicht zum Manne geben will.

(Die Fortsetzung folgt.)